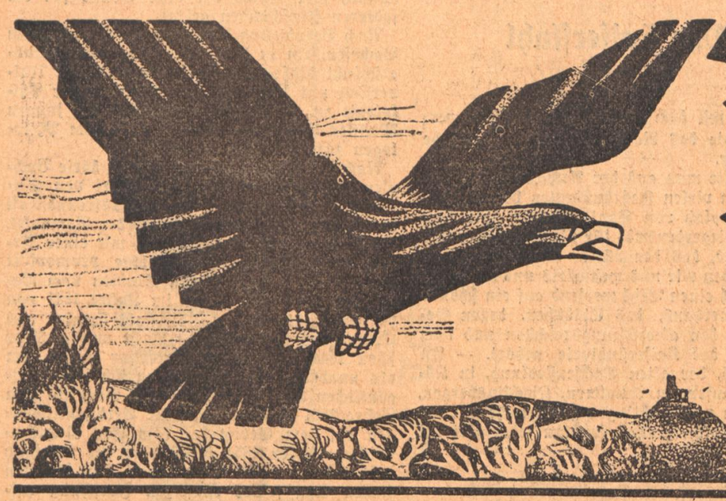
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

11 (18.3.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 11 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 18. März 1934

Brief an den Neckar / Von Erich Tüllner

Haben wir nicht alle unsere Sehnsucht, Du nach den Bergen, Du nach dem Meere, Du nach den Wolken? Lieben wir nicht alle den Wein an fremden Reben, das Geläut der fremden Glocken?

Wieder wird Frühling; und wieder steigt das Leben aus den Wurzeln durch die schwarzen Stämme ins Geäst; und wieder verlieren wir uns an die Landschaft, die wir lieben, und werden glücklich unter ihrer Sonne.

Und fragt ihr mich: inniger als das Meer bei Capri und die Gletscher Norwegens, leidenschaftlicher als die Berge der Alpen und die Küste Dalmatiens liebe ich den Neckar. Und jeder soll es wissen!

*

Wenn der Frühling an Deinen Ufern niesitzt, Neckar, und dunkles Moos das Schwalbennest auspolstert, denk' ich der Stunden mit Dir. Ist die Stadt meine Mutter, so bist doch Du meine Geliebte; und wie von einer Geliebten kenn' ich das Lächeln Deiner Wellen, die sanften Bögen Deiner Ufer, die verzehrenden Liebkosungen Deiner Strudel.

Du weißt ja, ich bin deren einer, die immer wiederkommen, weil sie nicht vergessen können. Und allezeit, da ich die Stadt verließ, um zu Dir zu gehen, bin ich Dir untertan geworden und habe Dich geliebt und angebetet zugleich. Reisebekanntschaft, willst Du geringschätzig sagen? Nein: Wahlverwandtschaft! Bei Dir ist Zärtlichkeit und Leidenschaft, Spiel und Sturm. Wer jäh zu Dir kommt, wird besänftigt, wer sich Dir träge naht, wird befeuert. Daran denk' ich, und daß ich verliebt war, so oft ich nur den ersten Schimmer Deiner Wellen sah.

Erinnerst Du Dich jenes letzten Frühlings, als bei Neckarsteinach die Karfreitagsglocken den roten Sonnenlampion zu Grabe läuteten? Erinnerst Du Dich der Birken, die schamhaft zu Dir niederstiegen und sich in Deinem schwarzen Wasser spiegelten? Das war, als Du bei Villingen zur Fahrt in den Frühling aufbrachst, zur hunderttausendsten vielleicht in Deinem Leben ewiger Jugend. Das war, als Du Stuttgart durchflossest, die stolze, bergumschlossene Stadt, als Du vor Heilbronn die sehnsüchtige Enz schlucktest, durchs Bergland brachst und rheinwärts strömtest. Steinbarrieren hielten Dich nicht, Granitkuppen schreckten Dich nicht, Schleusen und Brückenpfeiler kämmten Dich, aber sie hielten Dich nicht auf: denn Du bist jung und stark.

Und dann war Sommer, und in Hirschhorn war es, daß ich Dir untreu wurde. Die Sonne stand steil überm Odenwald, und manchmal nur segelten Wolkenschatten auf Deinem Strom. Ich habe ein heißes Herz — — Du aber bist eine milde gütige Geliebte und verzeihst mir gewiß. Denn wer kann der Sehnsucht widerstehen, wer den Zauber der Burgmauern, das Winkelgewirr der Gäßchen, den Bogen, den Du, Neckar, ins Gebirge schneidest — — wer kann all das erleben, ohne zu lieben?

Sonne war uns beschieden und die Stille der Wochentage. An einem Abend geschah es, daß wir auf verregneten Uferwegen stromabwärts wanderten. Die Sonne war im Verlöschen, ihr Spiegelbild hüpfte auf den Kämmen Deiner Wellen zu Tal, es war ganz still. Wir traten in einen kleinen Gasthof, wir allein, und aßen hartes Brot und tranken herben Wein. Und kleine Kinder hockten in allen Winkeln, rissen die Mäulchen auf und sahen uns zu. Es lag viel Glück in dieser heimlichen Stunde; und als wir wieder zurückkamen, Menschen Deiner Herkunft, dankten wir Deinem ruhigen Fließen und dem beglückenden Glanz Deines Wassers.

Heimgehen in tiefer Sternennacht ist wie ein Bad erfrischend. Wir gingen heim. Der Himmel spannte sich dunkelblau und unermeßlich über uns, zu unseren Füßen sangen Deine Wellen. Die Wege schlichen seitwärts in Nebentäler hinein, und nur der helle Unterpfad folgte Dir gehorsam.

Erinnerst Du Dich der Andacht, die ringsum herrschte, und des Schweigens, das innigster Ausdruck des Lebendigen war? Deine Wasser glitten durch die Nacht wie Gedankenschiffe; denn Du bist noch im Schlafe von Anmut und Leichtigkeit beflügelt.

Es kam der Herbst. Und als sich Deine Wälder rings in Gelb und Rot und Braun kleideten, daß sie wie bunte, zerzauste Blätterhäusche dreinschauten, wurdest Du aus einer Geliebten ein Zechkumpan. Pfälzer Wein, ich trank ihn in Neckargemünd, in Schlierbach, in Wimpfen, Pfälzer Wein, ich hob ihn für Dich und an Deiner Seite und habe nie versäumt, Dir Bescheid zu tun! Was die Liebe begonnen hatte, der Seele die große Beschwingtheit zu geben, das vollendete der Wein; denn erst der Wein befreit den Mann vom Fluch des Männlichen: von der Vernunft.

Mit den Tagen klärte sich auch das Bewußtsein, und der freudige Sinn des Lebens läuterte sich aus durchsichtigem Rebenblut. In der Hirschgasse zu Heidelberg schlug ich mit Haxenbajonetten und Weingasen mich als ein tapferer Soldat und hielt dem Feuer aus Mädchenaugen wacker stand.

Dann aber kam ein Abend, warm noch von aufgespeichertem Sommer, da ertrank ein Mensch in einem Deiner Strudel. Nur hundert Meter stromab von mir, doch verborgen hinter einer Felsnase, die in den Strom ragte. Neckar, an diesem Abend, der schön war wie alle in Deinem Tal, anmutig und bezaubernd, an diesem Abend fühlte ich, daß Du Opfer forderst wie jedes Element. Und ich fing an, die Leidenschaft zu fürchten, weil sie unter Deinem glatten Gesicht umso unerbittlicher und verderbender schwelte.

Winter — steifer Nord und Stunden darauf warme tauige Luft — so sah ich Dich, als ich durch aufgeweichten Schnee den Heidelberger Burgberg hinaufstieg und der Himmel sich vor mir verneigte. Du warst Du, wie ich Dich immer gekannt hatte. Und Deine Berge, waren sie auch verschneit, verrieten doch die Milde Deines Frühlings, den Taumel Deines Sommers, den Rausch Deines Herbstes. So bist Du, Neckar, einer nur in vielfältiger Gestalt, eine Seele in wandelbarem Gefäß. Und als ich drüben den Philosophenweg im Nebel erkannte und die artig aufgebaute Häuserreihe am jenseitigen Ufer, als ich hineinschaute ins Dunkel der Königstuhlwälder und hinüber zur Rheinebene, da empfand ich, daß alles eine Einheit war, durch Dich geschaffen, von Dir geformt, untrennbar mit Dir verbunden.

So ging ich Deinem Strome nach der Mündung zu. Mannheim! Du bist es noch, Neckar, aber Du bist nun reifer und ruhiger, voll Selbstbewußtsein ein Mann mit starken Armen, nicht mehr ein tändelndes Mädchen. Deinen Launen blieb kein Raum mehr, zwischen strengen, linealen Böschungen fließt Du durch Schleusen und unter Brücken hin, treibst Kraftwerke und verbindest Dich schließlich in einer Gloriole von Rauch und Gasen mit dem Rhein. Wer würde Dich wiedererkennen, wüßte er nicht, daß Du den Menschen an der Quelle und den Menschen an der Mündung den gleichen Charme, die gleiche Lebensfreude verliehen hast: Abglanz Deines Wesens! Und trügst Du nicht in Dir die Seele Deiner Wälder und verstündest nicht, sie denen mitzuteilen, die danach bangen — Du müßtest zugrunde gehen, wie jeder Fluß im Hafenwasser. Nun Du aber der Neckar bist und weißt, was Du mir und allen, die Dich lieben, schuldig bist, wahrst Du Dein Antlitz.

Und nun ist wieder Frühling. Und wieder steigen die Birken lichtgrün zu Deinen Ufern nieder, und aus dem Gesang Deiner Wellen braust der Choral der Auferstehung.

Warte, bald bin ich bei Dir! Und mit mir kommen alle, die den ersten Frühling in Deutschland suchen und alle, denen der Sinn nach Sonne, Wäldern und Wellen steht. Und alle will ich zu Dir bekehren und allen zeigen, wie schön Du bist!

Blick auf Neckarsteinach

Aus dem Inhalt:

Max Dufner-Greif: Johann Jakob Bachofen

Elisabeth Schick-Abels: Das Land am Oberrhein

Josef Ponten: Hochzeit im deutschen Wolgadorf

Hans Friedrich Blunck: Sorgen um Sophie

Gertrud Scholtz-Klinck: Arbeit für dein Volk adelt dich selbst

Hermine Maierheuser: Furchenschritt

Walter Kern: Obervogt Huber von Triberg

Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler

Edwin Erich Dwinger: Der Spion

Worte Johann Gottfried Herders

Die Natur ist kein selbständiges Wesen, sondern Gott ist alles in seinen Werken.

*

Die zwei größten Tyrannen der Erde: der Zufall und die Zeit.

*

Der Mensch soll in seinen zukünftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

*

Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell.

*

Wer in sich erliegt, ist elend; wer für andere wirkt, in ihnen genießt und lebt, er ist der Selige.

*

Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst ist Andacht. Dem zerstreuten Gemüt erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie.

Das Land am Oberrhein / Der Kaiserstuhl

Von Elisabeth Schick-Abels

Es gibt kein Gebirge im Deutschen Reich, wo der Frühling so zeitig und so verschwenderisch einzieht, der Frühsommer so prächtig ist und der Herbst so mild über den Rebbergen liegt.

Wenn der Schwarzwald noch in Schnee und Eis erstarrt liegt, blüht es bereits auf den Südhängen des Kaiserstuhls. Der rotviolette Kelch der Pulsatilla oder Küchenschelle leuchtet schon Ende März auf den kahlen Hügeln der Kalkformationen, welche sich mitten im vulkanischen Gebirge, das eine fruchtbare Lößschicht deckt, sich wie seltsame Fremdlinge ausnehmen. Sie liegen im Herzen des Gebirges, nicht weit von seiner höchsten Spitze, Neunlinden, auf welcher im Mittelalter deutsche Kaiser ihre Gerichtstage abgehalten haben sollen, und man vermutet, daß der Name Kaiserstuhl damit zusammenhängt. Eine alte Straße, welche im Mittelalter bereits genannt wird, der Talgang, führt quer durch das Gebirge an den Kalkbergen, unter denen der Badberg der eigentümlichste ist, vorbei. Sie ist zu erreichen, wenn man mit dem gemächlichen Bähnchen, das den Kaiserstuhl umkreist, entweder von Riegel an der Nordostecke des Gebirges nach Bötzingen fährt oder von Freiburg kommend, in Wasenweiler das Bähnchen benutzt und vom langgestreckten Dorf Bötzingen aus den Talgang beschreitet. Das Gebirge hinansteigend, kommt man nach Oberschaffhausen, einem malerisch gelegenen Ort mit vielen Fachwerkbauten und der Pestkapelle, die mit einer Inschrift auf den steinernen Stufen von furchtbaren Zeiten erzählt. Wenn man auf dem Vogelsangpaß angelangt ist und den Talgang hinunter schaut über das kleine Dörfchen Vogtsburg, das eingehüllt in das schimmernde Weiß der Baumblüte im Frühling besonders reizvoll das Idyll mit dem ernsten Charakter schroffer Berghänge und dem Blick auf die mit spärlichem Gras bewachsenen Kalkberge verbindet, so geht einem eine Ahnung auf, daß diese Landschaft eine Fülle von merkwürdigen und schönen Geheimnissen bergen muß. Der Geologe findet ein vielfältiges Gestein, der Zoologe seltsame Amphibien und Reptilien, der Botaniker eine ungemein reiche Flora. Unten am Fuß des Badberges ist eine schon von den Römern als Bad benutzte stark radioaktive Quelle.

Jetzt tummelt sich die Kaiserstuhljugend darin oder auch Wanderer, die ihre belebende Wirkung noch durch ein Sonnenbad unterstützen. In der Grotte neben dem Badebassin ruft eine Unke; Molche und Salamander sind hier vergnügt beisammen. Auch im Winter ist es immer grün um die Quelle herum. An heißen Tagen zeigt sich einem bisweilen die herrliche Smaragdeidechse im raschelnden Gras. 30—40 Zentimeter wird sie groß, leuchtet wie Smaragd, und der Hals schillert in prachtvollem Blau.

Durch Wein- und Obstgelände führt der Talgang weiter an Oberbergen, Ober- und Niederrotweil vorbei, bis er sich gegen Burkheim, dem fast kleinsten Städtchen im Deutschen Reich, mit der Ruine eines ehemaligen Renaissanceschlosses, in der weiten Senkung verläuft, die einmal von Rheinwasser gefüllt war. In Niederrotweil bewundern wir in der kleinen, romantisch gotischen Kirche besonders den Holzschnitzaltar, den ein bäuerlicher Meister schuf.

Im Rebgarten des Burkheimer Schloßberges denken wir an den Erbauer des Schlosses, an Lazarus von Schwendi, den berühmten Feldhauptmann und Ratgeber von Kaisern und Königen, dem der Kaiserstuhl kulturell vieles zu verdanken hat. Er soll auch die Tokayerrebe von seinen ungarischen Gütern in den Kaiserstuhl gebracht haben.

Nicht weit von Burkheim liegen die berühmten Weinorte Achkarren und Bikkensohl still und weltabgelegen in geschützter Mulde. Prächtig wandert es sich oben über die Höhen nach Blankenhornsberg. Hier oben, wie überall auf den Spitzen und Kämmen des Gebirges, ist die Aussicht von großartiger Schönheit. Da liegt es vor uns, das **herrliche Land am Oberrhein**. Der Schwarzwald, von blauem Dunkel umhangen, grüßt uns noch im Mai mit den glänzenden Schneewipfeln des Feldbergs, des Belchen, und dem breiten Rücken des Blauen. Die gesegnete Rheinebene liegt sonnüberglänzt im zarten Dunst, der aus Wiesen und fruchtbarer Ackererde aufsteigt. Hinter den Pappeln, die den Lauf des Rheines begleiten, blitzt der junge Strom silbrig auf. Die Vogesen mit ihren zackigen Spitzen, lassen sich bei guter Sicht bis zur burgundischen Pforte verfolgen und wenn es klare Luft hat, tauchen die Alpen auf.

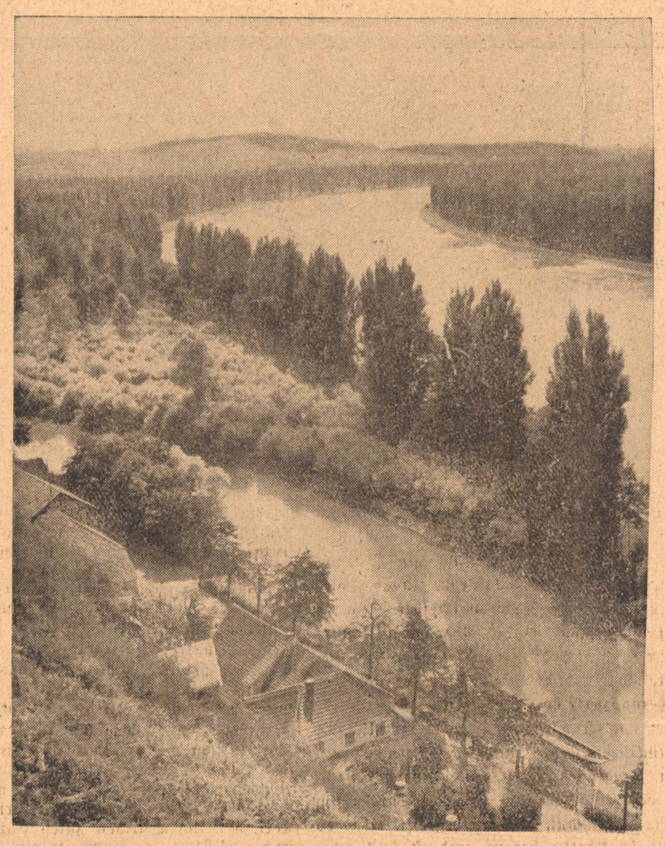
Zu Füßen des Kaiserstuhls grüßt das Breisacher Münster, das wie ein Teil der Stadt auch auf vulkanischem Gestein erbaut ist. Es lohnt schon, diesem Städtchen, dem Schlüssel des Deutschen Reichs, einen Tag zu widmen. Ganz unversehrt hat sich das Münster schlimme Kriegszeiten hindurch erhalten. Das Rheintor, welches in allegorischen Figuren das Kriegsglück Ludwigs XIV. ausdrückt, steht mit pompöser Selbstherrlichkeit an der westlichen Stadtmauer. Der Ekkhardsberg ist in die Dietrichssage verwoben und das mächtige Windbruchtor, welches zum Münster hinaufführt mit dem burgundischen Landvogt Hagenbach. Gassen und Gäßchen, die den Berg hinunter laufen, erinnern an südliche Bergstädtchen, wie auch die prächtigen Oleanderkübel, die im Sommer vor den Häusern blühen und die vielen Weinlauben an allen Häusern. Köstlich badet sichs im frisch daher brausenden, grünen Rhein. Fahren wir von Breisach aus rund um den Kaiserstuhl!

Wer die blaue Landstraße liebt, die mit herrlichen Nußbäumen gesäumt ist oder mit den prachtvollen Kirschbäumen, welche einen Hauptverwerbszweig der Kaiserstühler ausmachen, hat zwei Tage gut ausgefüllt mit fröhlich ergiebigem Wandern.

Ein jeder Ort hat seine schönen alten Häuser, eine denkwürdige Begebenheit, die ihn meist mit dem europäischen Schicksal verbindet. Fast alle haben eine freundliche Lage am Rand der Wiesen, der Ebene und dem östlichen durch Weinberge, Steinbrüche und herrlichen Obstbestand anmutig abwechslungsreichen Gebirgsrand. Riegel, die alte, römische Töpferstadt, kann seine Existenz bis in prähistorische Zeiten nachweisen, wie auch Endingen, Ihringen und andere Orte, die freilich ihre jetzigen Namen von alemannischen Siedlungen her nachweisen.

Endingen ist gewiß architektonisch das reizvollste Städtchen am Kaiserstuhl. Da plätschern die Brunnen und erzählen Geschichten von Glück und Not aus alten Zeiten, da neigen sich spitzgiebelige Häuser, über den Türmen stehen die Schutzheiligen, prächtige Renaissancehäuser, wie das Rathaus, bergen herrliche Glasfenster.

Da könnte man aus der Architektur die Geschichte von vielen Jahrhunderten herauslesen. Am Marktplatz von Sankt Martin mit dem schönen Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Weltkrieges, das den Ritter St. George darstellt, wenden wir uns westwärts und verlassen, zuletzt noch einen Blick werfend auf ein schönes Weinbrennerhaus, das Städtchen, dessen Geschichte zu den abwechslungsreichsten und auch wildesten der Kaiserstuhlorte gehört. — In Sasbach, der alten Sachsensiedlung, in Königschaffhausen, in Amoltern, Kiechlinsbergen, Leiselheim und Jechtingen gibt's nicht nur architektonisch Reizvolles, sondern jeder Ort hat die besondere Gunst einer verschwenderischen Natur erhalten. Von weitem leuchtet der Basaltbruch an der Limburg, der grauen Ruine, die einst im Besitz der Habsburger war und trotzig über den Rhein weit ins Elsaß hineinschaut. Was der schönste Punkt im Kaiserstuhl sei? fragen die Menschen, die gern schnell mit allem fertig sind. Ich wüßte es nicht zu sagen, aber vielleicht ist es der letzte in der flüchtigen Skizze vom Kaiserstuhl: die Burgruine Sponeck an den Altwassern des Rheins, das Dorado der Vögel, der Wildenten, Wiedehopfe, Kukucke, Nachtigallen, Teichrohrsänger und Dohlen. Die weite Wasserlandschaft liegt zu ihren Füßen, weltfern, wie im Traum.



Aus dem Reichsbahnbildarchiv Karlsruhe.

Kaiserstuhl

Blick von der Limburg auf den Lauf des Rheins

Oberrheinische Köpfe:

Johann Jakob Bachofen / Von Max Dufner-Greif

An einem Wandpfeiler der Museumsaula in der Basler Universität hängt zwischen den Bildnissen Jakob Burckhardts und des Germanisten Andreas Heusler das Gemälde eines Mannes, vor dem wir heute einhalten wollen. Es ist das Brustbild eines weißhaarigen Herrn. Das Gesicht hat einen seltsam lauschenden Ausdruck, der Blick der Augen ist kühl von der äußeren Welt ab und nach innen gekehrt, trotzdem die übrige Erscheinung des Mannes den behäbigen Patrizier verrät. Ein Schild unter dem Bildnis sagt uns, daß wir vor Johann Jakob Bachofen stehen.

Das Leben des Mannes

Johann Jakob Bachofen ist am 22. Dezember 1815 in Basel geboren. Sein Vater und dessen Vorfahren waren grundreiche Kaufleute und hatten im Seidenhandel der Heimat einen beachtlichen Namen. Von dieser Seite überkam auf Bachofen die behäbige Patriziernatur, jene Würde aus Stolz auf die selbstsichere Tat, jene Urbanität des geistigen Wesens und die Gastlichkeit eines begüterten Hauses. Seine Mutter war eine geborene Valérie Merian und stammte aus jener bekannten Patrizierfamilie, zu der auch der berühmte Kupferstecher gleichen Namens gehörte, und waren auf Vaters Seite die Ahnen meist Kaufleute gewesen, so hier Juristen, Soldaten, Künstler und Handelsherren. Auch bei Bachofen gilt jener Vers Goethes über die elterlichen Gaben seines Wesens, nur ist der mütterliche Einfluß von mehr elementarer Natur. Valérie Merian war nur achtzehn Jahre älter als ihr Sohn. So wurde sie seine mütterliche Freundin. Große polare Wesensunterschiede vereinigten sich in seinen Eltern zu einer natürlichen Wahlverwandtschaft vollendetster Lebensordnung, vom Vater der Trieb zum irdischen Tun, die Wurzel in Heimat und Volkstum, das Reich der Physis, von der Mutter die Sehnsucht zum göttlichen Schauen, das Verzweigen des Lebensbaumes in die lichte Ferne, das Reich der Metaphysis, denn ohne diese polare Wesensanlage hätte Bachofen nie einen Blick in das Sibyllenbuch der ewigen Geheimnisse getan.

Erzogen wurde Bachofen in dem Basler Pädagogium, einer durch besonders eifrige Pflege der antiken Sprachen bekannten Lehranstalt, hier wurde der erste Grund für die späteren Forschungen gelegt.

Nach Beendigung dieser Schulzeit wandte sich Bachofen, ein in dem väterlichen Kaufmannsgeschlecht bisher nicht erlebter Fall, der Universität und dem gelehrten Studium der Philologie zu. Es ist für das Wesen des jungen Mannes bezeichnend, daß er bald vom Philologen zum Juristen übergeht.

Nach den Studienjahren in Basel hörte Bachofen in Berlin bei Friedrich Carl von Savigny und gewann die Lebensfreundschaft des berühmtesten Rechtslehrers der Romantik. Nachdem er 1839 in Göttingen mit einer Arbeit über römische Zivilgerichte promoviert hatte, ging er zu weiteren Studien nach Paris und England, bis er im Jahre 1841 von der Universität seiner Vaterstadt berufen und Ordinarius für römisches Recht wurde. Aber schon 1844 legte er die Professur nieder, um als unabhängiger Privatmann sich seinem eigentlichen Studium zu widmen. Noch bis zum Jahre 1851 bewegen sich seine Veröffentlichungen auf dem Gebiet der römischen Rechtsgeschichte, bis er 1854 durch eine für Savigny geschriebene „Lebens-Rückschau" sich für den klaren Weg seiner künftigen Forschung entschied.

Einige Sätze daraus sind wesentlich zur Erkenntnis des Mannes. Ganz aus dem Empfinden unserer völkisch fühlenden Gegenwart klingt etwa dieses Wort: „Festgewurzelt steht man nur im heimatlichen Boden". Trotzdem läßt sich sein klarer Blick über die geistige Lage seines Jahrhunderts nicht betrügen, und so fordert er: „Ich liebe die Völker und Zeiten, die nicht für den Tag arbeiten, sondern in all ihrem Schaffen die Ewigkeit vor Augen haben". Er urteilt: „Es gibt einen Zeitpunkt, wo das öffentliche Leben der Staaten dem Fatalismus verfällt. Da stehen wir". Aber er empört sich dagegen: „Gottlob, daß zu dergleichen meine Seele zu gesund ist." Und er bekennt gegenüber dem Zeitgeist der Aufklärung: „Wenn es wahr ist, was Aristoteles sagt, daß Gleiches nur von Gleichem begriffen werde, so kann auch das Göttliche nur ein göttlicher Sinn erfassen, niemals der rationalistische Dünkel, der sich über die Dinge stellt". Er hatte im Jahr 1842 auf einer Reise nach Rom die Gräberwelt der Alten kennen gelernt, dieses Erlebnis durchbebt die ganze „Lebens-Rückschau", und damit ist für Bachofen der künftige Weg seiner Lebensforschung eindeutig gefunden.

In den nächsten Veröffentlichungen brechen die Erkenntnisse langsam hervor an den Tag. Nach kleineren Schriften (1857) „Ueber das Weiberrecht" und über die Symbolbedeutung der Würfel und der Hände auf antiken Grabdarstellungen erschien 1859 sein erstes Hauptwerk, der „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten", zwei Jahre später schon „Das Mutterrecht". Das Jahr 1862 brachte die Schrift „Das lykische Volk", ihr folgte ein Jahr später die Abhandlung „Der Bär in den Religionen des Altertums".

Das Werk des Mannes

Der Mittelpunkt seines Lebenswerkes ist der Mythos vom Muttertum. Es ist das Verdienst Bachofens, in der Mythengeschichte der Antike den gewaltigen Pendelschlag der Entwicklung vom elementar schicksalverbundenen Muttertum zum dämonisch geistverbundenen Vaterrecht aufgezeigt zu haben, als ein Vorläufer Nietzsches zeigt er den Aufstieg einer apollinischen Lichtreligion aus der wilden Urnacht des Dionysoskultes. Bachofen sagt dies gelegentlich einer Ausdeutung des Reliefbildes auf einer antiken Salbenflasche, das Thetis in Trauer über den Verlust ihres herrlichen Sohnes zeigt, nach einer Schilderung des ewigen Muttertums mit folgenden Worten: „Alles das knüpft sich an den Anblick des göttlichen Weibes, während uns der eherne Helm des Sohnes zu jenen Heroen fortführt, die dem Ursprunge nach ganz der Mutter angehörend, durch ihr prometheisches Streben den Sieg des väterlichen Zeusgeistes vorbereiten, und als die Gründer der hellenischen Paternität mit ihrem die Stofflichkeit überwindenden Unsterblichkeitsprinzip betrachtet werden müssen." Bachofens Geistesschau ist ganz auf die Kräftezweiheit der Weltordnung gerichtet, diese polare Wesensanlage und die Wende zum Göttlichen zeigen ihn als echten Alemannen, und er müßte kein rechter Sohn dieses deutschen Stammes gewesen sein, hätte er nicht mit trotziger Geradheit den mythenfeindlichen Zeitgeist seines Jahrhunderts abgelehnt, um lieber vergessen in der Einsamkeit das Ewige anzuschauen, als mit rationalistischem Bildungsgeschwätz im Vordergrund der öffentlichen Meinung zu stehen.

Wenn es heut in allen rechten Deutschen vor Sehnsucht nach dem völkischen Mythos drängt und treibt, es in allen Herzen und Seelen sproßt und sprießt, so müssen wir Bachofen ehren, denn er hat das erste Samenkorn dieses wundersamen Keimens ausgestreut. Bei aller Verpflichtung zum eigenen germanischen Kulthérkommen sei drum aber auch nicht seine Mahnung vergessen: „Die Betrachtung der alten Kunst gewinnt dem klassischen Altertum unser Herz, das Studium der Jurisprudenz unsern Verstand. Erst beides verbunden, bringt einen harmonischen Genuß und befriedigt beide Hälften der geistigen Menschennatur". Der ewige Deutsche ist der Antike immer nahe, hier gibt es keine Klüfte, und Bachofen ist der beste Beweis dafür. Auch als Freund der Antike gilt er uns heut als völkischer Vorkämpfer, denn unser Drittes Reich ist erfüllt vom Glauben an das Symbol.

Der Spion

Erzählung aus der russischen Gegenrevolution

Von Edwin Erich Dwinger

Vereniki hat vor vierzehn Tagen einen Mann gefangen, hinter dem wir einen berüchtigten Spion vermuten. Nachdem er alles leugnete, beschloß man, ihn solange mitzuführen, bis sich seine Schuld oder Unschuld auf irgendeine Weise herausstellen würde. Gestern kamen wir nun auf dem weiteren Rückzug in die Nähe seines durch Steckbriefe bekannten Heimatortes.

„Kommen Sie, Dodanoff," sagte Petroff gegen Mittag, „wollen mit dem Mann hinüberreiten, mal etwas schnüffeln, ob wirs nicht feststellen können." Ich lief zu Vereniki, sagte es ihm. „Dürfen wir beide mit, Kapitän? Seydlitz und ich?" Vereniki sah mich forschend an — er braucht nur meine Augen anzusehen, um alles von mir zu wissen. „Ich verstehe", sagte er kurz. „Ja, reitet mit."

Dodanoff band den Mann an seinen Bügel, zog ihm zuweilen eins mit der Peitsche über. „Lassen Sie das bitte — in meinem Beisein!" sagte Seydlitz mit offener Schärfe. Petroff mischte sich nicht ein, hing faul in seinem Sattel, grübelte anscheinend angestrengt.

Im Dorf stellte sich heraus, daß alle Einwohner zu Felde waren. „Sie haben Angst, daß wir das ganze Dorf für diesen Lumpen leiden lassen könnten!" lachte Petroff. „Es wäre nicht das erstemal!" murmelte Seydlitz. „Nun, geht hinein und wartet dort!" fuhr Petroff fort. „Ich komme bald zurück, will einmal schnuppern . . ."

Seydlitz führte den Mann, einen jungen, flachsschöpfigen, intelligent aussehenden Bauern, namens Bjerodoff, in das Zimmer. Dodanoff kaute eine Weile auf seinen Fingerkuppen, folgte ihm dann mißtrauisch. Ich blieb draußen, band die Pferde an, setzte mich auf eine Bank. Das Land lag voller Sonne, in der Ferne wogte reifes Korn. Ich öffnete die Rubaschka, ließ mir die Sonne auf die Brust scheinen, lockerte den Tieren die Sattelgurte, gab meinem Bärentatzer zwei Hände Gras. Um mich herum war alles bescheiden und beglückt, als ob seit hundert Jahren kein Krieg gewesen wäre.

Nach einer Weile sehe ich den Essaul die Dorfstraße heraufkommen. An seiner Hand läuft plappernd ein kleines Mädchen, fünfjährig, flachsschöpfig. Ich stehe auf, gehe ihm entgegen. „Nun Rittmeister?"

Petroff lachte spöttisch. „Ich suchte vergeblich, alles auf dem Felde. Endlich fand ich ein paar Kinder im Dorf, beim Sandspielen . . . Hört, fragte ich, ist vielleicht ein Kind vom Bauern Bjerodoff unter euch? Ja, riefen sie, jaja, — das Mädchen dort, die kleine Blonde."

Ich bekam Herzklopfen. „Und . . .?"

„Und?" lachte er brutal. „Nun werde ich die beiden konfrontieren! Und wenn es seine Tochter ist, wenn es nur einmal „Vater" sagt . . ."

„Petroff . . ." sagte ich bittend.

„Dodanoff!" ruft er laut.

„Petroff . . ." wiederhole ich, „nicht auf diese Art."

„Bist du verrückt? Hast du vergessen, daß dieser Hund durch seine Agitation mindestens dreißig Offiziere ums Leben brachte? Weg daher, Dodanoff, halte dies Mädchen, bis ich rufe . ."

Dodanoff spuckt einen abgekauten Nagel aus, läßt sein scheppernd es Gelächter hören. „Aha . . . verstehe . . ." sagte er nur.

Ich folge Petroff auf dem Fuß ins Zimmer. Der Gefangene lehnt nichtsahnend, unbegreiflich stoisch an der Wand. Sein kluges Gesicht scheint völlig ruhig. „Macht, was ihr wollt!" steht in seinen Augen. Sie sind hellblau, wie die des Kindes.

„Du bist Bjerodoff?" fragt Petroff heiser.

„Ich bin es nicht."

„Du heißt nicht Iwan Bjerodoff und wohnst auch nicht in diesem Dorf?"

„Nein."

„Höre, ich habe ein Mittel in der Hand, das dich in drei Sekunden überführt! Erspare uns das . . ."

„Wollt ihr mich foltern?"

„Nein", sagte Petroff, wartet etwas, setzt verschmitzt hinzu: „Doch, foltern — du hast ganz recht!" Er wendet sich zur Tür: „Dodanoff — komm!"

Der schlanke Mann sieht ruhig auf die Tür. Ach, meine Frau ist klug! denkt er vielleicht, und wenn sie meinen, daß sie mich damit . . . Petroff tritt neben ihn, sein Blick wird nadelspitz. Seydlitz sieht mich verwundert an. Ich mache eine hilfesuchende Bewegung.

Die Tür geht auf. Dodanoff kommt herein. Er schiebt das scheue Mädchen mit ungelenken Händen vor sich her, stellt es am Ende dicht vor den blonden Menschen, zeigt vor Erregung alle seine schlechten Zähne.

Welch eine Stille! Vorm Hause schnaubt der Bärentatzer, am Fenster schilpt ein kleiner Vogel . . . Unsere Augen saugen sich in das Gesicht des Mannes, umfassen jeden seiner Züge wie mit Klammern . . . Er regt sich nicht. Die Lippen schmal, die Augen halb geöffnet, sieht er mit Gleichmut auf das Kind, auf seinen blonden Schopf. „Er ist es nicht, kann es nicht sein!" denke ich erleichtert.

Im gleichen Augenblick sehe ich das Kind aus seiner Aengstlichkeit erwachsen, die runden Aermchen breiten, mit raschen Beinchen vorwärts laufen.

„Vater", jauchzt es.

Der blonde Mensch knickt in die Knie, als habe er einen Axthieb bekommen. Beim ersten Ansturm krampfen sich die Hände, als ob er diesen kleinen Hals erwürgen wolle — dann löst sich seine Starrheit, greifen seine Arme zärtlich nach dem kleinen Leib, heben ihn mit kosender Bewegung an die Brust.

„Seelchen . . ." höre ich ihn.

Das kleine Mädchen plappert wie entfiegelt. „Ach, warum weinst du Vater? Freust du dich nicht . . Du warst solange fort . . . Ach, Mutter wird sich freuen . . ."

„Schieß, Dodanoff, schieß doch!" brüllt Petroff auf.

Seydlitz erwacht, tritt vor. „Petroff!" sagt er fest. „Nein, Petroff, höre . . . das darfst du nicht!" Er greift nach seinen Händen, die nach dem Revolver suchen. „Es schieße niemand!" ruft er drohend.

Das kleine Mädchen hört uns nicht. Es plappert weiter, immer fröhlicher, immer befreiter. „Willst du jetzt mit zur Mutter gehen? Sie wartet schon und wird voll Freude sein, wenn sie erfährt, daß ich dich fand, ich ganz allein . ."

Was ist mit Petroff, unserm wilden Hunnen, unserm vertierten Trunkenbold? Sieht er nicht aus, als ob er Hilfe suche, als ob . . „Petroff", sagte Seydlitz flüsternd, „hast du nicht auch eine Tochter . . .?"

Petroff windet sich. „Nein!" brüllt er. „Nein, nicht . . ."

„Und wenn auch nicht — wir wollen Menschen bleiben! Sieh, Petroff, dieser Mann ist niemals schlecht — würde er sonst sein Kind . ."

Petroff stampft auf. „Dreißig Offiziere!" schreit er hilflos. „Dreißig Offiziere . . !"

Mein Gott, wie soll man ihn . . .? Da fällt mir ein, was Rettung wäre: ich trete auf ihn zu, lege ihm den Arm auf den Nacken. „Was glaubst du, Petroff," sage ich hämmernd, „würde in diesem Augenblick Koltschak tun?"

Petroffs stierischer Körper knickt ein.

„Sag ihm, sag ihm, Benjamin", schreit er entlastet, „daß er sich meinetwegen . . . zum Teufel scheren soll . . ."

Und läuft hinaus. Und wirft sich in den Sattel und jagt davon, als ob er für seine Güte fürchte.

Blühende Krokuswiese

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

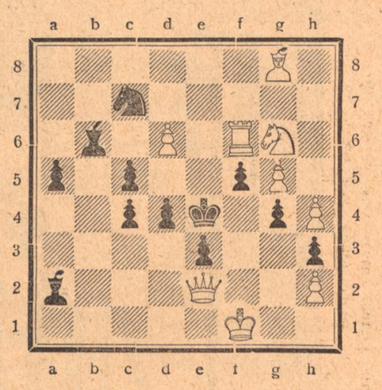
Folge 11, 18. März 1934

Die Wiener Schule

hat sich in dem 1. Internationalen Problemturnier der „Westfälischen Landeszeitung Rote Erde" durchgesetzt. Die Namen der beiden ersten Preisträger in der Dreizügerabteilung sind dem Problemkenner keine unbekannten mehr. Die beiden Wiener K. Erlin und V. Uhlela haben uns schon durch manches vortrefflich konstruiertes Stück erfreut. Eine eingehende Würdigung der beiden Aufgaben, die wir heute bringen, folgt in der Lösungsbesprechung am 1. April.

Problem Nr. 15.

K. Erlin-Wien 1. Preis.

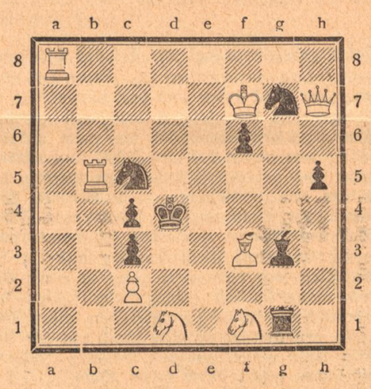


Matt in 3 Zügen.

Kontrollstellung:
Weiß: Kf1, De2, Tf6, Lg8, Sg6, Bd6, g5, h2, h4.
Schwarz: Ke4, La2, b6, Sc7, Ba5, c4, c5, d4, e3, f5, g4, h3.

Problem Nr. 16.

V. Uhlela-Wien, 2. Preis.



Matt in 3 Zügen.

Kontrollstellung:
Weiß: Kf7, Db7, Ta8, b5, Lf3, Sd1, f1, Bc2.
Schwarz: Kd4, Tg1, Lg3, Sc5, g7, Bc3, c4, f6, h5.

Eine kuriose Stellung

ergab sich im Badischen Schachkongreß zu Heidelberg 1933 im Hauptturnier in einer Bremer Partie zwischen Dr. Kraus-Heidelberg (Weiß) und dem 1. Preisträger H. Landsmann-Karlsruhe (Schwarz).

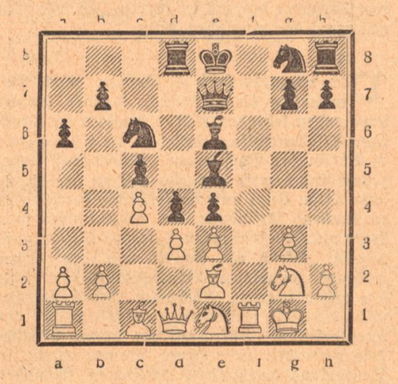
1. c2—c4 e7—e6 2. Sb1—c3 d7—d5
3. e2—e3 c7—c5 4. Sg1—f3?

Besser d2—d4, jetzt wird der Vorstoß des d-Bauern sehr unangenehm.

4. Sg1—f3 d5—d4! 5. Sc3—b5 Sb8—c6
6. d2—d3 a7—a6 7. Sb5—a3 e6—e5
8. Lf1—e2 f7—f5! „Felix geht vor mit allen seinen Söhnen". Diesen Spruch würden hier die Karlsruher Spieler sicher nicht auslassen. Das ungehemmte Vorgehen der schwarzen Mittelbauern ist der beste Beweis für die Verfehltheit der weißen Partieanlage.

9. 0—0 e5—e4 10. Sf3—e1 Lf8—d6
11. g2—g3 Dd8—e7 12. Sa3—c2 Ld6—e5
13. Se1—g2 Lc8—e6 14. f2—f3 Ta8—d8!
15. f3 : e4 f5 : e4 16. Sc2—e1.

Es ist erreicht! Die ganze e-Linie ist besetzt. (Siehe Diagramm.) Stellung nach dem 16. Zug von Weiß:



16. . . . d4 : e3! 17. Ta1—b1 e4 : d3
18. Le2 : d3 Le6 : c4 19. Dd1—e2 Td8 : d3!
20. Se1 : d3 Sc6 : b4 21. Tf1—d1 Sb4 : d3
22. Td1 : d3 Sg8—f6 23. Lc1 : e3 0—0
24. De2—b2 Lc4 : d3 25. Db2 : d3 b7—b5
26. Dd3—a3 Le5—d6 27. Tb1—d1 Sf6—g4
28. Da3—b3 Sg4 : e3 29. Sg2 : e3 c5—c4!

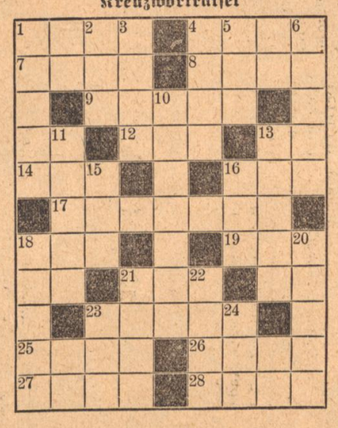
Vorwärts! Der Mehrbauer am Damenflügel wird zur Geltung gebracht. Das folgende weiße Manöver erleichtert nur die Sache.

30. Db3—b5+ Kg8—h8 31. Db5 : b6 Dc7 : e3+
32. Kg1—g2? Nach Kh1 wäre es noch nicht so einfach.

32. . . . Tf8—f2+ 33. Kg2—h3 Dc3—h6+
34. Db6 : Dh6 g7 : hb. Das so entstandene Turmendspiel ist für Schwarz glatt gewonnen, da der weiße Turm an die Verteidigung des h-Bauern gebunden ist. Weiß gab darum nach wenigen Zügen auf.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Geldinstitut, 4 Gewicht, 7 Stadt in Birkenfeld, 8 nordischer männlicher Vorname, 9 Kernobst, 12 Charaktereigenschaft, 14 Auszeichnung, 16 Abzeichen, 17 Stadt im Allgäu, 18 leichtes Boot, 19 Bodensenkung, 21 nordische Göttin, 23 spartanischer Staatssklave, 25 Schmuck des Menschen, 26 dänischer Komponist, 27 Nährmutter, 28 englische Erziehungsanstalt;
b) von oben nach unten: 1 die Heilige Schrift, 2 Nebenfluß der Donau, 3 russische Halbinsel, 4 deutscher Philosoph, 5 Bewohner eines Freistaates, 6 Ostseeinsel, 10 Verlängerung des Tierkopfes, 11 europäische Hauptstadt, 13 künstlicher Wasserlauf, 15 Teil des Schiffes, 16 alkoholisches Getränk, 18 Stadt in Thüringen, 20. wetterfester Stoff, 21. griechische Göttin, 22. Theaterplatz, 23. Stammvater, 24 Handlung.

Zusammensetzrätsel

I.	II.	III.
Raum	Trier	Reptilienhaus
Tee	Hirten	weiblicher Vorname
Martin	Ural	Farbe
Mabel	Lage	Verpackung
Star	Tat	Stadt in Baden
Marder	Gin	weiblicher Vorname
Weg	Norne	europäischer Staat
Nation	Eger	Geschlecht
Prag	Imme	Spottgedicht
Baden	Diener	europäischer Staat

Die Wörter unter I und II sind so zu vermengen, daß sie zusammen Begriffe der unter III angegebenen Bedeutung ergeben. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen einen deutschen Staat.

Auflösungen unserer Rätsel

Ergänzungs-Rätsel:

Achse, Dach, Drahtseil, Pik, Gondel, Pfeiler — Schill.

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Libe, 4. Thea, 8. Udo, 10. Ems, 11. Terrorist, 12. Zer, 13. Dei, 14. Ernte, 15. Dei, 17. Nie, 20. Ultimatum, 21. Ale, 22. Uli, 23. Lira, 24. Emil. — Senkrecht: 1. Lutz, 2. Idee, 3. Vorderreiter, 5. Heidentum, 6. Emse, 7. Asti, 9. Vorname, 15. Dual, 16. Elli, 18. Juli, 19. Emil.

Der entgaukelte Film

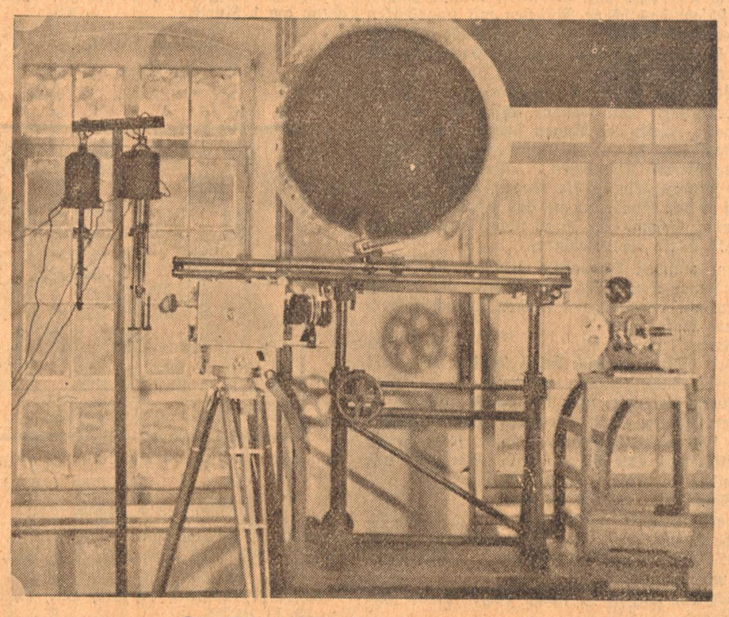
Umwälzende Erfindung eines Karlsruher Gelehrten

Dem Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe, Dr.-Ing. Gustav Koegel, ist es in jahrelanger Arbeit gelungen, das Problem des plastischen Films zu lösen. Seine Erfindung wird eine völlige Umwälzung der gesamten Lichtbildkunst mit sich bringen.

Etwas abseits von den Hauptgebäuden der Fridericiana liegt, nahe dem Durlacher Tor, im Garten versteckt, ein kleineres langgestrecktes Gebäude, das unter anderem das photochemische Institut der Karlsruher Technischen Hochschule birgt. Tische mit unzähligen Gläsern und Metallgestellen und seltene photoähnliche Apparate füllen die drei Räume, in denen den Besucher ein Mann begrüßt, der, groß und breitschultrig, mit dem ruhigen Blick des Gelehrten, in seinem Aeußeren etwas an den großen Schauspieler Heinrich George erinnert, ein Mann Anfang der Fünfzig, im leicht saloppen Anzug des experimentierenden Forschers. Zwischen alten Stühlen und zusammengesuchten Schränken stehen die Apparate, in ständigem Kampf mit der Geldnot deutscher Forschungsinstitute beschafft und ergänzt; ihr Gebieter aber ist in den Büchern der Wissenschaft vermerkt als eine der größten Kapazitäten seines Fachs. Neugierig gleiten die Blicke des Besuchers umher, aber schon verdunkelt sich der hinterste der drei Räume, ein kleiner Filmvorführungsapparat beginnt zu surren. Ich sehe zum erstenmal den plastischen Film.

Vor nunmehr bald 40 Jahren zeigte Lumière in einem kleinen Pariser Vorort seine ersten lebenden Bilder, brachten die Deutschen Skladanowsky und Meßter die ersten Filme in Berlin zur Vorführung. Anderthalb Jahrzehnte sind bereits verflossen, seit die drei Deutschen Vogt, Engl und Massolle ihre damals unverstandene Erfindung des Lichttonfilms zum heute weltbeherrschenden Triergon-Patent ausbauten. Welch ein Schritt von den ersten mühsam zappelnden Leinwandkomödien, von den ersten schaurig quäckenden Nadeltongeräuschen bis zum modernen Lichttonfilm, der ein unentbehrliches Kulturgut der ganzen Menschheit geworden ist! Heute strömen allein in Deutschland dreihundert Millionen Menschen alljährlich in die Lichtspieltheater und stehen immer aufs neue staunend vor dem Wunder menschlicher Erfindungsgabe. Und doch sind noch letzte unerfüllte Wünsche im Herzen eines jeden Filmfreundes, denn noch präsentieren Menschen und Dinge der Leinwand sich uns in totem Schwarz-Weiß, noch kleben die Figuren unnatürlich flach und raumlos an ihrem Lichtträger, noch fehlt uns trotz aller photographischen Kunst der Eindruck der Lebensechtheit. Wo bleibt der Farbfilm? Wo bleibt der plastische Film?

In dem kleinen Raum im Garten am Durlacher Tor, der wohl dereinst als „erstes Plastik-Film-Theater" historische Bedeutung erlangen wird, läuft der Bildstreifen. Es sind kleine Ausschnitte aus uns bekannten Spiel- und Kulturfilmen. Wir sehen diese Filme wieder auf einer mitten im Raum aufgespannten Wand. Dahinter aber, o Wunder, sehen wir auf der „Koegel-Wand" denselben Film, aber einen durchaus anderen, einen wahrhaft verzauberten Film! Ein Schiff gleitet durch einen Fjord; es gleitet, wie wir das gewohnt sind, vor den Bergen einher — schön brav bei ihnen in Wirklichkeit, jeder ausgesprochene Filmlaie würde diesen Eindruck unbedingt haben und nur die langjährige Gewöhnung des Kinobesuchers sagt ihm, daß das Schiff vor den Bergen einhergleiten soll. Wenn wir aber nun den Blick heben und das zweite Bild im Hintergrund betrachten, so sehen wir mit heißem freudigen Erschrecken ein ganz anderes Bild: dort gleitet dasselbe Schiff nun wirklich ganz und gar losgelöst von den Bergen, die hinter ihm zurücksinken — zum ersten Mal sehen wir einen wirklich lebensnahen Film! Und das Wunder wiederholt sich immer aufs neue: Ein Bach fließt lebendig und klar in die Tiefe, ein Liebespaar tanzt in einer Bar und ganz deutlich sehen, nein, fühlen wir förmlich den Abstand zwischen den beiden Tänzern, den Abstand zwischen ihnen und der Bar. Ein Auto gleitet zwischen Bäumen hindurch, Menschen gehen durch einen Wald . . . Das Licht verlöscht. Der Filmstreifen ist zu Ende. Wir stehen noch einen Augenblick im Dunkeln, still und ehrfürchtig vor dem Wunder, das vor unseren Augen geschehen ist: Der Film ist dreidimensional geworden, die tote Leinwand lebt!



Die Geburtsstätte des plastischen Films

Blick in den Experimentierraum im photochemischen Institut der Fridericiana, im Hintergrunde die erste runde Versuchswand aus dem geheimnisvoll geschliffenen Metall, die dem Erfinder zu seinen Versuchen und ersten Vorführungen diente.

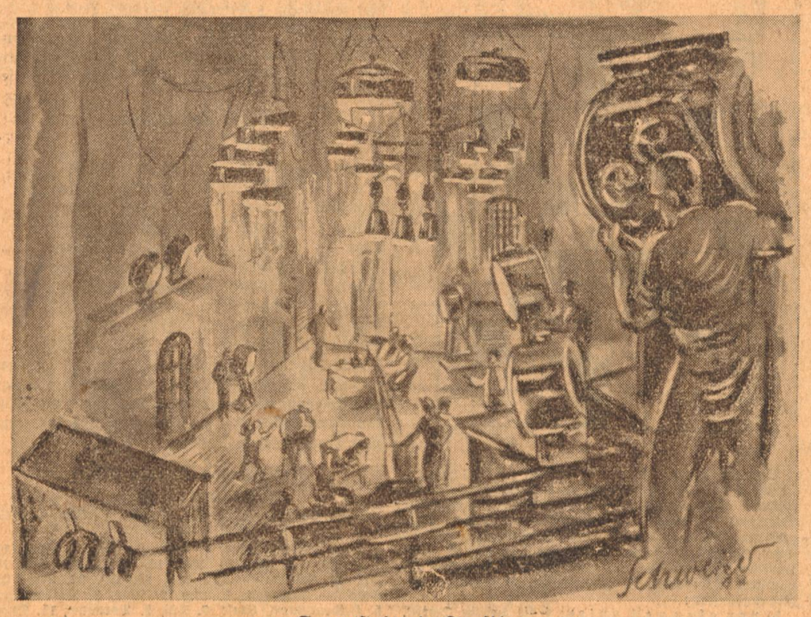
Seit vielen Jahren schon" — sagt Professor Koegel — „ist man hinter dem Problem des plastischen Films her. Der große Fehler aber war, daß man sich immer an die binoculare Theorie klammerte. Nur mit beiden Augen zugleich kann man plastisch sehen — hieß es immer. Daher die vielen Versuche, den Film für den Besucher plastisch werden zu lassen, indem man ihn in zwei Streifen teilte und gewissermaßen doppelt vorführte; man setzte den Besuchern Brillen auf, die eingefärbt waren, so daß sie jeweils mit dem rechten und dem linken Auge eine Hälfte des Films sahen. Vergebens. Abgesehen von der Unmöglichkeit, solche Methoden in die Massenpraxis umzusetzen, stellte sich auch der gewünschte Erfolg nicht ein. Auch die Versuche, durch mehrfaches Aufnehmen und mehrfache Wiedergabe einen räumlichen Film zu erhalten, scheiterten — sie wären ja auch wirtschaftlich undurchführbar gewesen. Wie z. B. alle Versuche, den heute schon erfundenen Farbfilm einzuführen, vorläufig an der untragbaren wirtschaftlichen Belastung scheitern, die das mehrfache Einfärben — mindestens dreifach — des Films mit sich bringen würde. Eine Erfindung hat nur Wert, wenn sie sich in die Praxis umsetzen läßt und gerade in einer wirtschaftlichen Krisenzeit wie der gegenwärtigen, kann eine Erfindung sich nur durchsetzen, wenn sie nicht zu kostspielig ist. Ich beschäftige mich in meinen Vorlesungen schon seit vielen Jahren mit dem Problem des Films. Ich habe schon über Tonfilm gelesen, als es ihn noch gar nicht gab. Ich habe mit meinen Schülern immer wieder das Problem der plastischen Kinematographie erörtert und bin schließlich aus den theoretischen Suchen nach der Fehlerquelle zum praktischen Experiment gekommen. Meine erste Ueberlegung galt der Bioculartheorie. Eigentlich müßten wir dann ja auch den Mond, eine sehr große Kugel, stets plastisch als Kugel sehen, da wir ihn ja mit beiden Augen betrachten, und wir sehen ihn doch nur als Fläche. Nehmen wir aber ein Mondbild und betrachten wir es mit einem (!) Auge aber durch eine gewisse Linse, dann beginnt — der Besucher hat es selbst erlebt — der Mond mit einem Male plastisch zu werden und nimmt Kugelform an.

Und spiegelt sich nicht eigentlich die ganze Welt in unseren Augen umgekehrt und wir sehen sie doch richtig?! In der Wirkung auf unser Augeninneres also liegt die erste Quelle zu plastischem Sehen. Die zweite muß in der Befreiung des Bildes von seinem Lichtträger liegen, denn die zweidimensionale Leinwand kann natürlich das auf sie geworfene Bild nur zweidimensional zurückstrahlen. Wie also muß die Filmleinwand beschaffen sein, um in unseren Augen ein plastisches Filmbild zu erzeugen?

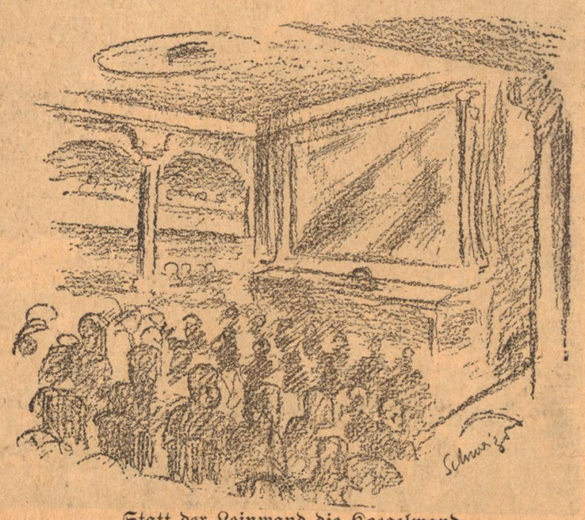
In vierjähriger Vorarbeit und in über dreijähriger Arbeit am Stoffe selbst ist die Koegelsche Plastikwand entstanden. Sie besteht aus Kupfer, Nickel und einer weiteren Legierung, aus einer Metallplatte also, genau von der Größe einer gewöhnlichen Leinwand, die aber nach einem ganz besonderen Verfahren geschliffen sein muß. Steht man dicht davor, so wirkt sie wie ein strahlender Spiegel, die Dinge im Hintergrund aber erscheinen seltsamerweise nicht mehr in ihr, wie dies in einem ebenen Spiegel der Fall wäre, sondern auf eine gewisse Entfernung wird sie plötzlich schwarz und tot. Ungeheuer wie die Idee selbst waren später die Schwierigkeiten, bis es schließlich gelang, die Erfindung in die Wirklichkeit umzusetzen. Einer der bedeutendsten Fachingenieure Europas half, die Maschinen zu schaffen, die imstande sind, die Platten von der Größe einer gewöhnlichen Kinoleinwand mit jener unerhörten Präzision zu schleifen, die notwendig ist, um völlig fehlerlose und unverzerrte Bildwiedergaben zu erreichen. Riesensummen waren notwendig, werden auch jetzt noch notwendig sein, um die Serienfabrikation dieser plastischen Filmwand in Gang zu bringen. Und der schlichte Gelehrte der Fridericiana will nicht nur um des Geldes willen gearbeitet haben und nicht nur für das Geld. Er will zugleich mit dem plastischen Film der Menschheit ein Geschenk gemacht haben von unschätzbarem Kulturwert.

Zum zweitenmal — sagt der Erfinder mit einem leicht schmerzlichen und doch glücklichen Lächeln — zum zweitenmal würde ich es nicht tun. — So eine Erfindung frißt einen auf. Ich bin heute bald ein armer Mann. Ich habe jahrelang mein ganzes Denken nur auf diese eine Sache konzentriert, habe allzuoft verzweifeln wollen, wenn die Lösung nicht gelingen wollte. Vielleicht, wenn ich mich mal gründlich erholt habe . . ." — „Sie werden aber mit dieser Erfindung ein reicher Mann . . ." — „Meinen Sie? Vielleicht, in vielen Jahren mal. Die Rentabilität in der ganzen Weltindustrie ist heute so minimal, die Rentabilität gerade solcher geistiger Erzeugnisse so gering, die Unkosten vorläufig so hoch, die Mittel der Käufer so begrenzt, daß es Jahre dauern kann, bis ich mal an meiner Plastikwand verdiene." — Nun, im Dritten Reich wird deutscher Erfindergeist schon durch den Staat besser gewürdigt und unterstützt als in den Jahren vorher. Und wenn mich nicht alles täuscht, werden wir in Bälde vielleicht schon in unseren großen Kinopalästen plastische Filme sehen. Denn dies ist das Wunder: Nichts wird sich — trotz der ungeheueren Verbesserung des Bildes — ändern an der Aufnahme des Films. Nichts an den Vorführungsmaschinen. Nur an die Stelle der weißen Leinwand wird eine schwarze Metallwand treten. Matt wird sie im Licht der vielen kleinen Lampen dem Besucher entgegenglänzen. Aber dann wird sie mit einem Male zu leben beginnen. Heller und strahlender als vorher werden die Filme aufleuchten. Und staunend werden wir alle vor dem Wunder stehen, das ein deutscher Forscher, ein Mann, den wir stolz zu unseren Mitbürgern zählen dürfen, vollbracht hat: Der Film lebt, der Film ist verzaubert zu einem würdigen Ebenbild unserer dreidimensionalen Welt. Der plastische Film ist da.

Fred Feez.



So entsteht ein Tonfilm



Statt der Leinwand die Koegelwand

Hochzeit im deutschen Wolgadorfe / Von Josef Ponten

Auf dem Kirchplatz standen Wagen und Rosse. Die mit Papierrosen geschmückten Tiere trippelten ungeduldig. In hohem Ton bimmelten die metallenen Glocken hoch in ihrem Krummholzstuhl, im Bogen über dem Mittelpferd des Dreigespanns, an den Beiläufern begannen die lose herabhangenden Schellenriemen ihr abgestimmtes Hundertglockengeläut, und irgendwo klirrten schon die Raspeln. Die Rosse bekamen einen Branntwein eingegossen.

Los fuhren die Wagen! Hans, der Bräutigam selbst regierte — er konnte es nicht lassen — entgegen der Regel die rotbebänderte Peitsche. Die Steppe rauchte. Die Gefährte glitten in Wolken dahin. Die Kutscher fuhren um die Wette. Die Wolken vermischten sich. Nicht konnte ein Wagen die Fahrbahn dem Nebenbuhler sperren, der zu überholen versuchte, genug Platz war da, jedes Gefährt suchte auf der Straße seinen Weg. In dem blondgrauen Staub von Schüssen rote Risse! In der Steppenstille von Knallen wilde Schalle! Poltern von Brettern, Knirschen von Leder, Schnauben von Rossen, Schreie von Menschen — ein fremder Steppenwanderer, der vor dem aufholenden Donner und Sturm in die Stoppel ausgewichen wäre, hätte in dem vorbeirasenden Staubspuck kaum etwas Dingliches und Menschliches erkannt und hätte nimmer geglaubt, daß es die langsamen ernsten Deutschen gewesen seien, die da vorübergetobt waren.

Lange stand der Staub in der Luft, so leicht war er. Und es war auch so, als ob der Lärm noch lange in der Landschaft bliebe, als alles bereits dahin war.

In Bellmann aber saßen sie und aßen. Aßen und aßen. Schöpsfleisch und Schinken, Kohl und Kraut. Suppen, deutsche und russische, Fisch vom allerbesten, Stör und Salm und Kaviar die Fülle, Pfannkuchen und Pflaumeneingemachtes. Wer noch essen konnte, kriegte Neues, soviel er wollte. Die Stirnen schwitzten. Die Uhren blieben stehen.

So saßen sie bei Rohleders in tiefem Schweigen. Die Großväter Rohleder gingen umher und sahen zu, daß alle Teller immer gefüllt waren. Die Jugend speiste im Hof unter einem Zelt, denn die Stuben waren voll. Rohleders waren so großmächtige Kolonisten, daß halb Wolgaland Gäste geschickt hatte. Die Erlesenen unter diesen saßen in einer kleinen Stube, zu der die Tür offen stand, der Sprengelpfarrer, der Schulmeister, Alexandra, Anna, Sommer, Karl Schehl und die vorzüglichsten Kolonisten.

Hans aber speiste mit dem Katchen in der kleinen Hinterstube, wo für sie besonders gedeckt war, zum erstenmal allein.

Als alle satt waren, hatten die Burschen Tische und Stühle der Rohlederschen Hauptstube hinausgetragen, in der Ecke stand jetzt ein Tisch für die Musikanten, das Zymbal darauf nebst Branntwein, Gläsern und einem Becher für den Kwas, wovon sich unter dem Tisch ein ganzer Eimer voll fand. Und während die Musik zu spielen begann, das Hackbrett, die Violinen und die Baßgeige, die Klarinette nicht zu vergessen, erschien in der Tür des Hauptzimmerchens das hochgeschmückte Brautpaar. Jemand sprach:

Der Ehemann muß schaffen das Brot,
daß Haus und Hof nicht leiden Not.
Muß sorgen wohl für Vieh und Kind,
sonst tut er eine grausame Sünd.

Hei dei dolge . . .
fahr'n wir über die Wolge!

Die Ehefrau muß sehr gehorsam sein,
muß schaffen und halten die Zunge rein,
spricht sich hinter dem Mann ein nichtsnutzig Wort,
muß sie brennen allda am feurigen Ort.

Hei, dei dolge . . .
fahr'n wir über die Wolge!
Tanzen wir, tanzen wir . . .

Schon tanzen sie alle, Brautvater und Braut, Bräutigam mit Schwieger, Christian mit Alexandra, Mutter mit Sohn, Söhnerin mit Vater, Verheiratenes, Versprochenes, Verlobtes, Verliebtes, Hanna mit Martin, Liese mit Sebald, Konrad mit einem Mädchen, die Franz und die Fritz, mit Mädchen. Und Anna und Arnold, mit Arnold Krott, denn er hatte sie so inständig und so ehrfürchtig gebeten. Aber Anna schaute geschlossenen Auges seitab in die Luft, es war offenbar, daß sie tanzte mit irgendwem Starken, Fremden, Fernen, den sie selbst noch nicht kannte, aber innig liebte . . . Und ein Spitz bellte. Und es krachten die Böden. Und es bog sich das Haus.

Der Pfarrer stand lächelnd an einem Türpfosten des Sonderzimmerchens, Karl Schehl am andern. Die Braut war bald mit Papierrubeln besteckt, jeder, der mit ihr tanzen wollte, heftete ihr einen Schein an. Die Gläser mit Wein und Branntwein kreisten. Die Frauen, die zuerst den Kwas, den kühlenden, erfrischenden ungefährlichen, getrunken hatten, gingen eine nach der anderen unauffällig zum Weine über. Es wurde bemerkt, daß auch Alexandra mit spitzen Lippen von einem Gläschen nahm.

Schon legte eine „Wers", so hieß man die würdigen Frauen, ein Bein auf einen Tisch — am andern Tag wird sie sich schämen. Alexandra aber und die vornehmen Leute saßen im Stübchen beisammen, um den Tisch. Der Holsteiner Pfarrer sah Alexandra mit unverhohlenem Entzücken an. An ihrer Schulter schlief bereits ihre Schwester, es war Abend geworden.

Auf allen Hochzeitsfesten, zu denen Schulmeisters hingingen, wurde Anna um zehn oder elf so müde, daß sie kaum noch aus den Augen sehen konnte, während Alexandra die ganze Nacht mit den Gästen schwatzte. Man kannte das, auch Alexandra wußte das so gut, daß sie still saß; wenn Annas Kopf an ihre Schulter sank und dort ein paar Stunden liegen blieb. Aber Alexandra redete dann weiter. Die paar Hochzeitsgesellschaften im Jahre waren ihre Ausschweifung, während eigentlich ausschweifend nur Annas holde Natur war, die am liebsten mit den Winden in alle Welten und Weiten ausgeschweift wäre. Sie fürchtete sich nicht vor entführenden Schicksalen und allen Leidenschaften der Welt.

Auch auf der Hochzeit im Hause Rohleder hörte Alexandra, aufrecht sitzend und unverändert und gleichmäßig freundlich für jedermann, jede der Frauen an, die zu ihr kamen, sich eine Weile neben sie setzten, die alte Frau Reinhard, eine Winterin, eine Kammerin und, die Zungen vom Weine gelöst, ihre Freuden und Schmerzen, mehr Schmerzen, vortrugen. Obgleich sie keiner helfen konnte, so ging jede getröstet und erleichtert fort, denn sie hatte die Betrübte angehört, als höre sie nur einmal eine, eben die eine, an, obgleich im Laufe der Nacht das halbe Dorf, so weit es Unterröcke trug, und grauhaarig war, bei ihr in der Hinterstube saß. Der Pfarrer konnte sich kaum losreißen von ihrem Anblick und sagte heimlich zu Christian: „Ja, zwei Alexandras in der Welt! Dann wär' die eine mein und ich wär' kein saurer Junggesell geblieben."

„Hei dei dolge,
fahrn wir über die Wolge
bei mein' Tante Annemarie . . ."

Die Jugend sang, tanzte, sang, trank und sang. Eine neue Tanzpause war eingetreten, und nun kam den Deutschen die große Feierlichkeit ins Herz. Sie sangen Lieder vom deutschen Vaterland, wo meine Wiege stand, so einfach und natürlich, als säßen sie an Rhein und Neckar, am Moselufer oder Donaustrand, und die Wolga, die drunten vorüberfloß, hörte sich mit keinem Worte nennen. Sie sangen diese Lieder, die von fremden Land und Wasser sprachen, wie die Gläubigen in der Kirche singen von des Himmels Auen, die sie nur im Geiste sehen. Hand in Hand saßen Burschen und Mädels auf der Bank, und die Burschen sangen breit und ernst:

„Bald gras ich am Neckar,
bald gras ich am Rhein,
bald hab' ich a Schätzel,
bald bin ich allein."

Die Mädchen aber machten einen Sprung und sangen unvermittelt:

„Braut, zieh nun den Brautkranz aus,
morgen wirst du Frau im Haus.
Grüner Klee, weißer Schnee,
blüht die Jungfrau nimmermeh'".

Jetzt aber sprang ein Kammerjunge auf und rief:

„Könnt ihr auch die sieben Sprüng',
könnt ihr sie auch tanze?
Da ist mancher Edelmann,
der die sieben Sprüng' nicht kann.
Ich kann se. Ich kann se!"

Und er begann den schwierigen Tanz. Andächtig sahen alle zu. Als der Tänzer müde war, brach er einfach ab, und die Leute standen einfach auf, formten sich zum Kreise und gingen entlang der Wände der Stube und sangen wie ein Choral:

„Jetzt, Bräutchen, tu' dein Kränzlein ab,
häng's an die Wand am Nagel.
Trauer' drüber nicht so sehr,
es hilft nun alles gar nichts mehr,
ein Weibchen mußt du werden."

Die Braut war aber schon verschwunden. Die Gäste verschwanden auch einer nach dem andern in der Außentür, der Gesang erstarb. Die Hochzeitsfeier war zu Ende, einen zweiten Feiertag gab es heuer nicht.

Niemand hatte eine Anspielung darauf gemacht, daß Katchens Brautstand nicht mehr der frischeste war. Auch Katchens Vater war da gewesen, auch von seiner Seite war von Andruschko nicht die Rede gewesen. Eduard Winter war sehr zufrieden; hier würde es bald andere Andruschkos geben, von seinem würde dann nicht mehr gesprochen werden.

Der Schulmeister aber ließ in der tiefen Nacht eine Stunde lang die Glocke läuten, ein fester Hörpunkt für die in ferne Dörfer Fahrenden, damit sie sich nicht in der Steppe verirrten. Denn die Kutscher waren Weines trunken, auch das Weibsvolk sah die Sterne doppelt, und die Pferde waren noch nicht ganz nüchtern.

Sorgen um Sophie / Von Hans Friedrich Blunck

Der Hausherr will Christoph zur Stadt schicken, er soll die jungen Fuchshunde, die nach Dänemark gehen, spät abends als Eilfracht aufgeben. Christoph macht große Augen. Dann muß er also über Nacht wegbleiben. Ja, er kriegt den Gasthof bezahlt! Aber darauf kommt es Christoph nicht an. Er hat ganz andere Befürchtungen, und nicht leicht wird es ihm, damit herauszurücken.

Aber endlich gelingt es. Da ist nämlich ein heimtückischer Kerl auf dem Papenhof, ein neuer Knecht, der allem Frauensvolk nachstellt. Und weil Christoph doch nun mal Sorgen um Sophie hat — nun ja, man begreift. Und es kommt so kläglich heraus und ist solch echte Not, man kann nicht einfach daran vorübergehen.

Der Hausherr ruft also seine Frau und macht ihr eine Andeutung sehr vorsichtig, denn er ist im Zweifel, wieweit er sich überhaupt in solche Angelegenheit einmischen darf. „Ich glaube, Christoph irrt sich. Hast du irgendwas gesehen? Ich denke, Sophie ist fleißig und kocht genau so gut wie sonst."

Der Gärtner lächelt verlegen; das weiß er alles selbst. Er weiß auch, Sophie ist ein blitzhübsches Mädchen, aber sie ist schwach und anfällig, wie die Mädchen es leicht an sich haben, statt an ihr Glück zu denken. Und der neue Knecht auf dem Nachbarhof, sagt Christoph, ist ein verteufelter Kerl und Schürzenjäger. Oha, es kommt noch so weit, daß er dem mal das Messer in die Rippe jagt.

Darf man so etwas sagen? Die Hausfrau schlägt die Hände überm Kopf zusammen und der Hausherr hat wieder eine Sorge mehr auf dem Hof. Das weiß Christoph und ist zufrieden. Er hat noch einen roten Kopf vor Aufregung, aber sein Herz ist um vieles leichter.

Der Hausherr redet also ernst über Frieden und Selbstbeherrschung, die er verlangen müsse. Dann qualmt er wie ein Schlot und knurrt:

„Aber die Hunde müssen nun mal weg, Christoph, die werden in Aarhuus an der Bahn erwartet!"

Tja, meint Christoph, wenn er darum bitten dürfte und die Herrschaften wollten selbst die Augen offen halten, dann würde er ja gern gehen.

Oho, er wolle wohl die Augen offen halten, sagt der Mann, und auch sein Weib nickt zögernd. Aber so ein Versprechen ist leichter gegeben als befolgt. Kaum will der Hausherr sich an seine Handschriften machen — gleich nach dem Abendessen, bei dem Sophie windschnell aufgetragen und abgedeckt hat —, da kommt die Hausfrau bei ihm an.

„Eigentlich sollte Sophie ja noch Gerstenschrot vom Dorf holen", seufzt sie, „die Hühner haben nichts mehr zu fressen, ob man's wagen kann?"

„Unter keinen Umständen", anwortet der Mann, „was würde Christoph sagen!" Er ist sehr besorgt, er möchte den Gärtner und Sophie gern auf dem Hof behalten, und er hat den besten Willen zu helfen. „Hör', da nehme ich lieber selbst das Rad und binde den Sack hinterm Sattel."

Die Hausfrau nickt freundlich und streicht dem opferbereiten Mann über das Haar, das ist eine Bewegung, für die er zweimal Hühnerschrot holen würde. Und er zieht, sehr wichtig seines Amtes bewußt, das Rad aus dem Stall. Aber wie er's vom Hof hinunterführt, sieht er an der Grenzhecke den neuen Knecht des Nachbarn, der sich da zu schaffen macht. Und er bekommt einen gerechten Zorn auf den Kerl, der seinen armen guten Christoph ausstechen will; so ein Lump, so ein Weiberheld! Also herunter vom Rad und hin zu dem Neuen. Glücklicherweise weiß der Hausherr rechtzeitig, was er sagen will. „Haben Sie nichts zu tun? Sie könnten mir eben noch einen halben Sack Schrot vom Krämer holen!" Und er sucht nach einigen Groschen in der Tasche.

Der Fremde sieht zögernd auf. „Der Gärtner ist nämlich nicht da", fährt der Hausherr erklärend fort. Es ist das einzige, was er nicht sagen sollte.

Der Nachbar hat die neue Lage gleich erfaßt. Ja, er hätte es ja gern getan, sagt er langgezogen, er müsse aber noch die Hecke schneiden. Ob's so lange Zeit hätte? Der Hausherr saust jedoch schon voll Wut über seine Torheit zu Rad durch den Wald auf und davon. Und er sieht immer den Schürzenjäger die Hecke schneiden und trieft bald vor Nässe, solche Mühe gibt er sich, um rasch wieder heimzukommen. Wo Sophie doch so schwach ist und er den armen Christoph weggeschickt hat!

Was hat er angerichtet? Als er sausend wieder in die Pforte fährt, sieht er gleich, daß der Nachbarsknecht noch keinen Schnitt getan hat, daß er aber lustig mit der Heckenschere Zeichen zum Haus hinüberwinkt. Natürlich gilt das niemand anderem als dem armen unentschiedenen Mädchen, das immer noch nicht weiß, was für ein Glück es mit dem ehrlichen, fleißigen, rechtschaffenen Christoph haben könnte. Der Mann stolpert also schnaubend vor Wut in die Stube: „Wo ist Sophie?"

Die Hausfrau schrickt auf: „Die ist beim Tellerspülen, glaube ich. Was du dir schon für Gedanken machst!" Und nach einer Weile: „Außerdem weiß der andere doch gar nicht, daß Christoph fort ist!" Der Hausherr sagt nichts, er kraust die Stirn wie ein Feldherr: „Du mußt sich um sie kümmern, sag ich dir!"

Da kommt, gerade wie der Mann wieder an seine Handschriften gehen will, Sophie selbst in die Stube. Was ist? Sie möchte eben noch mal ins Dorf, sagt sie, in einer Stunde sei sie wieder da.

Der Mann trommelt warnend auf den Tisch, aber er sagt nichts. Die Hausfrau ist klüger: „Nun, Sophie", sagt sie freundlich zu ihrem Mädchen, „ich wollte gerade Ihre Aussteuer mit Ihnen durchgehen und sehen, was Sie sich bisher genäht haben. Der Weg ins Dorf hat wohl bis morgen Zeit?"

Sophie seufzt. Sie ist nun einmal ein bildhübsches Kind mit krausen, hellgelben Locken und dunklen Brauen über den Augen; der Hausherr begreift durchaus, daß so eine nicht ungeschützt ins Dorf gehen darf. „Es ist auch schon viel zu spät", mengt er sich drein, „der Wald ist bald stockdunkel."

Sophie wirft ihm einen bösen Blick zu. Sie meint, Männer seien zwar alle gleich, aber sie verachtet die besonders, die bange vorm Wald sind. Mehr noch, im gleichen Augenblick tönt von draußen ein kleiner Triller in das offene Fenster. Alle drei müssen aufhorchen, und der Hausherr weiß, es ist eine kleine Weidenpfeife, wie man sie sich einstmals als Junge schnitt und auf denen man den Mädchen etwas vorblies. Er räuspert sich und sieht Sophie scheel von der Seite an. Wenn's ginge, seufzt sie noch einmal, wenn's ginge, möchte sie ja lieber heute ins Dorf. Und ihrer Mutter wäre es gestern gar nicht gut gegangen.

Eine Weile bösen Schweigens. Nur die Weidenpfeife singt und schmalzt in das Fenster; man möchte am liebsten hingehen und selbst noch mal eine schneiden, denkt der Hausherr. Aber dann packt ihn sein gerechter Zorn. Herrgott, da will ein tüchtiger, umsichtiger Mensch wie sein Christoph heiraten und dies verwünschte Frauenzimmer will sich in den Wald lügen, kaum daß eine Weidenpfeife trillert, die heute hier und morgen da spielt? Wirklich, der Hausherr begreift, daß er eingreifen und daß etwas geschehen muß. „Bleiben Sie heute bei meiner Frau und lassen Sie sich wegen der Aussteuer Rat geben", mahnt er mit tiefer Stimme.

Frau Hille seufzt. Gerade heute wollte sie ihre Wirtschaftsbücher abschließen, sie wollte für ihren Mann Druckfahnen lesen und sogar eines der gelehrten Werke eines Kollegen durchblättern. Sie muß doch auf der Höhe bleiben! — Aber schließlich haben sie Christoph versprochen, auf Sophie achtzugeben und Sophie ist leichtsinnig und unvorsichtig.

„Wer pfeift da eigentlich? Schließen Sie das Fenster, Sophie!"

Sehr langsam geht es: „Ach, das ist mein Vetter, der da pfeift," sagt Sophie.

„Ihr Vetter?"

„Na, so auf Umwegen. Er ist auch aus Rade und kriegt mal etwas ausbezahlt — sein Bruder kriegt den Hof nämlich. Und er tanzt fein und er wollte eigentlich mit den Siedlern nach Mecklenburg. Aber er hat noch nicht genug zusammen, nun geht er als Knecht, auf seinem Hof wird's ihm doch alles verrechnet, sagt er."

„Das ist ja ein ganzer Roman, Sophie!"

„Ich sag's auch bloß, damit Frau Doktor weiß, daß er ein ordentlicher Mensch ist. Am Ende erzählt der Gärtner sonst irgendwas."

Die Hausfrau sieht seufzend ihren Mann an. „Armer Christoph", heißt das. Dann nimmt sie Sophie an der Hand: „Mir scheint, wir müssen wirklich einmal nachsehen, was Sie an Aussteuer haben, Sophie, und was noch fehlt."

„Arbeit für dein Volk adelt dich selbst“

Gespräch mit Frau Gertrud Scholtz-Klink, der Reichsleiterin des Deutschen Frauenarbeitsdienstes und der NS.-Frauenschaft

Die Reichsleiterin des Deutschen Frauenarbeitsdienstes und der NS.-Frauenschaft, Frau Gertrud Scholtz-Klink, gewährte unserem C.-Sch.-Mitarbeiter eine Unterredung. Durch die Mitwirkung an dem größten Hilfswerk „Mutter und Kind“ erfährt der Frauenarbeitsdienst eine ganz besondere Bedeutung.

Worin bestehen die besonderen Aufgaben des Frauenarbeitsdienstes?

„Die große Bedeutung des Arbeitsdienstes für unsere künftige Frauengeneration besteht nicht in einer interessanten Abwechslung während vorübergehender Arbeitslosigkeit oder für die Akademikerin in einer Art Sport, sondern der tiefe Sinn des Arbeitsdienstes war und bleibt: die Jugend eines ausgeplünderten Landes zu erziehen zu dem Gedanken, freien Willens und voll Verantwortungsbewußtseins ihrem Volke zu dienen, um es möglichst rasch die Zeiten der Verwahrlosung vergessen zu machen. Der Mann wird diese Aufgabe erfüllen in erster Linie durch die Arbeit der Faust, Schulung des Geistes und straffste Disziplin; das Mädel durch Erziehung und Besinnung zur großen Aufgabe als Frau und Mutter, gemeinsam mit einer Stählung des Körpers und der Seele. Erste Forderung für beide wird sein müssen die Erziehung zu Menschen, die aufrecht im Leben stehen, denen Wahrheit und Ehre unerläßliche Voraussetzungen zu einem lebenswerten Dasein sind. Aus dieser letzten Voraussetzung ergibt sich in der Folge auch das gemeinsame Gesicht beider Arten von Arbeitsdienst. Jungmädel und Jungmannen werden stolz und froh sich als die Bauleute einer neuen Zeit betrachten dürfen und aus diesem Stolz heraus immer tiefer die Verpflichtung fühlen, in jeder Weise einwandfrei und zuverlässig zu werden.“

Wie wird dieser Zweck erreicht werden?

„Wir müssen uns immer darüber klar sein, daß niemals die äußere Arbeit, die geleistet wird, und mag sie noch so schön und bedeutend sein, das Wesentliche am Arbeitsdienst ist, sondern daß immer im Vordergrund steht der Geist, von dem die Arbeit getragen wird. Rechtwinklig an Leib und Seele, das sollen und wollen wir alle werden. Dazu sei uns der Arbeitsdienst ein Weg.“

Welche Arten von Arbeiten wird der Frauenarbeitsdienst ausführen?

„Von der Art der Arbeit aus gesehen, haben sich im deutschen Frauenarbeitsdienst zwei Richtungen ausgebildet, deren eine sich in den Dienst der Siedler gestellt hat, während die andere durch Werkarbeit eine planmäßige hauswirtschaftliche Schulung mit Kochen, Bügeln, Nähen, Gartenarbeit, Kleintierzucht umfaßt. Manchen Arbeitsdiensten ist auch die Betreuung erholungs- und pflegebedürftiger Kinder anvertraut, sei es in Form des eigenen, angeschlossenen Erholungsheims, sei es in der Mithilfe im Kindergarten, Kleinkinderschule oder anderweitig.

Soweit der Arbeitsdienst, der sich mit der Siedlerhilfe befaßt, die unumgängliche Mindestforderung an hauswirtschaftlicher Ausbildung erfüllt, ist seine vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus unbedingt wertvolle Arbeit anzuerkennen. Niemals jedoch darf dieser Gesichtspunkt des greifbaren volkswirtschaftlichen Wertes der Arbeit einseitig für das Gesamtbild des Frauenarbeitsdienstes maßgebend werden. Daß eine hauswirtschaftliche Erziehung und Ertüchtigung der kommenden Frauengeneration gerade auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ein Wertfaktor von größter Bedeutung werden wird, ist für uns eine Selbstverständlichkeit.

Da Sie die geistige und seelische ebenso wie die körperliche Schulung für ganz besonders wesentlich halten, wird die praktische Tätigkeit gewiß nur ein Teilgebiet des Frauenarbeitsdienstes bleiben?

„Einheitlich gestaltet wird im Deutschen Frauenarbeitsdienst die sogenannte „Betreuung“, die alles an geistig-seelischer Schulung, körperlicher Ertüchtigung und Freizeitgestaltung umfaßt. Deshalb muß sie bei aller Mannigfaltigkeit aus einem Guß bestehen, soll doch vor allem sie in ihrer Gesamtheit eine Sinngebung der Werkarbeit bedeuten. Damit diese Einheitlichkeit für das gesamte Reich gewahrt werden kann, bestehen bei der Reichsleitung für jedes einzelne dieser Gebiete besondere Referate, die ihre Anweisungen über die 13 Landesstellen an die Arbeitsdienstheime weitergeben. Die geistig-seelische Schulung will eine entsprechende Erziehung im weitesten Sinne, wie sie der Nationalsozialismus für die deutsche Frau fordert. Nach einheitlichen Richtlinien der Reichsleitung in enger Zusammenarbeit mit den entsprechenden maßgebenden Stellen werden die Dienstwilligen so weit in die Erkenntnis der Rassenkunde und Erblehre eingeführt, wie es zum Verständnis der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik notwendig und für die Mädchen als künftige Mütter unentbehrlich ist. Hüten wollen wir uns gerade auf diesem Gebiet vor allzuviel Theorie. Gerade diese Fragen möchte ich unseren Arbeitsdienstwilligen unter dem Gesichtspunkt einer verantwortungsbewußten Mütterbildung nahebringen. Zu diesem Zweck werden in jedem Arbeitsdienstheim künftig durch ausgesuchte Kräfte 14tägige Kurse abgehalten werden, die die Aufgabe haben, vor allem durch rege Aussprache den Mädchen Gelegenheit zu gründlichster Selbstbesinnung zu geben. In diesem Zusammenhang werden gerade in den Arbeitsdiensten, die sich mit der Siedlung befassen, besonders lebendig und aus der Praxis heraus die Aufgaben der Frau beim Siedlungsproblem sowie die Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums behandelt werden müssen.

Wie sich hier innerhalb der geistig-seelischen Schulung folgerichtig eins zum andern fügt, so schließen sich auch von hier aus die Fäden zu all den andern Gebieten. Die körperliche Schulung erstrebt in derselben straffen Planmäßigkeit durch individuelle, ganz auf die Frau eingestellte Gymnastik eine Vorbereitung und Ertüchtigung zum großen Beruf als Mutter. Deshalb werden wir uns auch immer solche Gymnastiklehrerinnen aussuchen, die es verstehen, ihre Gymnastik so zu gestalten, daß sowohl die medizinische als auch die ethische Seite ein harmonisches Ganzes bildet.

Die Gestaltung der Freizeit soll alle künstlerischen Kräfte in unseren jungen Mädchen wecken. Der Reichtum unserer wahren volkstümlichen Kunst, verkörpert in Volkslied und Volkstanz, in Literatur und Laienspiel, muß ihnen hier nahegebracht werden, wobei auch ganz besonders auf die Ausgestaltung von Feiern und Festen, deutschen Abenden und dergleichen geachtet werden muß. Hier ist ein weiter Raum geboten für die Selbstgestaltung aus dem Kreis der Mädchen heraus, hier muß die Auslösung aller inneren Spannungen ermöglicht werden und durch Besinnung auf deutsche Art und deutsches Wesen langsam neue Werte gewonnen werden.“

Aus welchen Kreisen wird sich die Belegschaft der einzelnen Lager zusammensetzen?

„Die Zusammensetzung der Belegschaft der einzelnen Arbeitsdienstheime muß immer einen Ausschnitt aus der Zusammensetzung des gesamten Volkes darstellen. Wir müssen es daher auf das schärfste ablehnen, daß der Frauenarbeitsdienst als Fürsorgemaßnahme, als Unterbringungsmöglichkeit erwerbsloser Mädchen oder gar als eine Art Fürsorgeerziehung gefährdeter Elemente mißbraucht wird. Bei der heutigen prozentual geringen Anzahl von Arbeitsdienstwilligen, die wir vorerst unterbringen können, sind gerade die an Leib und Seele Gesündesten gut genug, da wir ja immer vom Erziehungsgedanken für die zunächst als Hausfrauen und Mütter in Frage kommenden Mädchen ausgehen müssen. Darum darf auch andererseits nicht durch zu starke Belastung durch einen hohen Prozentsatz intellektueller dienstwilliger Studentinnen und Abiturientinnen vor allem, der Arbeitsdienst zur interessanten, problemreichen Angelegenheit gemacht werden. Durch richtige Zusammensetzung aus allen Volkskreisen wird ein gesundes Spannungsverhältnis großen Gewinn für alle Teile bringen. Die Studentin lernt die praktische Arbeit mit ihren oft großen Anforderungen schätzen und achtet damit auch für die Zukunft die Trägerin dieser Arbeit. Wenn sie ein wertvoller, aufgeschlossener Mensch ist, muß der Arbeitsdienst für sie zum Angelpunkt ihrer ganzen inneren Entwicklung, vor allem auch für ihre Einstellung zu den Fragen des Studiums und Berufs werden. Das Mädel aus dem Arbeiter- und Bauernstand wiederum lernt die Angehörigen aus der sogenannten gebildeten Schicht menschlich näher kennen, vielleicht bei der praktischen Arbeit nicht immer von der vorteilhaftesten Seite, aber sie wird eine geistige Bereicherung durch die besser Geschulte dankbar anerkennen, und so wird bei beiden die Grundlage einer gesunden Volksgemeinschaft gelegt.“

Aus dem Reichsbahnbildarchiv Karlsruhe.

„Arbeit für dein Volk adelt dich selbst“
Badische Bauersfrau bei der Feldarbeit

Furchenschritt

Von Hermine Maierheuser.

Weich ist die Scholle, die mein Fuß berührt.
Hart ist der Grund, den meine Seele spürt.
Auf Kies und Stein liegt breites Ackerland,
Von Kies und Stein befreit durch Bauerhand.
Und Unkraut wuchert üppig hier bei Kraut.
Die Quecke kämpft, soweit der Himmel blaut,
Mit Klee und Korn um ihren Lebensstand,
Und Distelköpfe schauen keck ins Land.
Herr Gott, du schenktest Krume uns und Stein,
Gabst Ackerland zur Arbeit, Lust und Pein.
Du schufst die Disteln und der Quecken Art,
Du hast zum Wechselgang die Welt gepaart.
Du willst den Kampf und segnest uns den Schweiß.
Du schickst den eis'gen Wind, die Sonne heiß,
Du hast Vergangenheit und Gegenwart
Im Keim des Samenkornes eingespart.
Du bist die Ewigkeit, die rüttelnd schnellt,
Was lebt und wirken will in dieser Welt.
O halte meine Seele hart und weich,
Damit sie reif wird für das Himmelreich.

Tischsegen

Von Richard Euringer.

Auch sie ist heilig, die befreite Stunde,
da wir des Bodens Kräfte uns verbünden
und Säfte saugen aus der Flur
mit Kraut und Krume, Halm und Aehre,
aus Wurzel, Schote, Strunk und Beere,
erdhaft zu werden und Natur
wie Grund und Boden, den wir treten.

O daß du mächtig würdest, kommend Reich, in uns,
Erdreich in uns! so laßt uns beten!
Du Mutterfurche, drin das Korn gedeiht,
mach uns zu Wuchs und Frucht bereit!
Erlös auch uns zur Saat, aus taubem Sand!
Pflüg, Sämann, pflüg. Mein Leib ist Ackerland!

Wir ziehen um!

Helene Ludwig-Rösch.

Die neue Wohnung ist gefunden! Wir haben sie eingehend auf Größe, Zweckmäßigkeit und Hygiene geprüft. Der Umzugstermin rückt näher. Es ist Zeit, mit den Vorarbeiten zu beginnen.

Einen Plan der neuen Wohnung haben wir angefertigt. Für unsere Möbelstücke, deren Maße genau festgestellt sind, haben wir den Standort in der neuen Wohnung mit viel Liebe und Freude ausgesucht und sie eingezeichnet. Wir wissen daher, welche Stücke wir gebrauchen können und was für uns überflüssig ist. Alle überflüssigen Gegenstände werden gesondert. Größere Stücke können verkauft werden. Der Erlös dient für Neuanschaffungen. Manches Stück, das als Ballast auf dem Speicher steht, wird einen Bedürftigen beglücken. Es macht uns froh, Freude auslösen zu können.

Wegen des Einzugstermins wollen wir uns rechtzeitig mit dem Mieter oder Hausbesitzer der künftigen Wohnung einigen. Reparaturarbeiten müssen sofort bei den Handwerkern bestellt werden. Mit unserem Umzug soll die Wirtschaft angekurbelt werden! Wir werden nicht versäumen, die Arbeiten zu überwachen. Es ist unangenehm, wenn der Umzugstermin in den letzten Tagen verschoben werden muß. Wenn wir den Umzug möglichst frühzeitig beim Spediteur anmelden, sichern wir uns einen günstigen Zeitpunkt und besondere Rücksichtnahme.

Nun beginnt für uns das Einpacken der kleineren Gegenstände. Toiletteartikeln, Briefschaften, Geschirre usw. Sie werden in Schubladen, Koffern und Kisten verstaut. Für alles Zerbrechliche, wie Glas, Porzellan, Kristall verwenden wir besondere Sorgfalt. Es ist empfehlenswert, sich dafür einen Packer der Speditionsfirma kommen zu lassen, weil diese damit auch die Haftung übernimmt. Für selbst eingepacktes Porzellan tragen wir die Verantwortung. Wer sich einen Packer nicht leisten kann, besorge sich gute und starke, nicht zu große Kisten, sowie reichlich Papier und evtl. Holzwolle. Es muß jedes Stück einzeln umwickelt und, vor Stoß und Druck geschützt, verpackt werden. Besonders empfindliche Dinge, wie Blumen und dergl. tragen wir möglichst schon vor dem Umzugstag in die neue Wohnung. Bücher werden des schweren Gewichtes wegen in kleine oder mittelgroße Kisten verpackt. Auf den gepackten Kisten bringen wir den Inhaltsvermerk an.

Größere Schränke werden von den Transportarbeitern auseinandergenommen und müssen leer sein. In den nicht abschlagbaren Schränken bringen wir unsere Kleider unter und schließen sie ab. Vitrinen werden mit Bettzeug und Kissen gefüllt. Sämtliche Schlüssel ziehen wir ab, bezeichnen sie und bewahren sie in einem dazu geeigneten Beutel oder Käschen auf.

Dann kommt der Tag des Auszugs. Früh schon hallt durch die Straßen das dumpfe Rollen des Möbelwagens. Möbelträger und Packer werden von uns mit dem freundlichsten Gesicht der Welt begrüßt, als kämen sie zu einem Freudenfest. Sie werden es lohnen durch Arbeitsfreudigkeit und Willigkeit. Beim Vorrücken der Möbelstücke werden diese gesäubert, soweit dies nicht schon möglich war. Ist ein Zimmer ausgeräumt, so wird dieses ausgekehrt und abgeschlossen. Wir sorgen dafür, daß Gegenstände, die wir in der neuen Wohnung zuerst brauchen, wie Herd oder Gasherd, zuletzt in den Möbelwagen kommen.

Beim Einräumen in der Wohnung hilft uns der Wohnungsplan, so daß wir in aller Ruhe unsere Anweisungen geben können. Betten und Schränke werden von den Möbelträgern aufgeschlagen. Nachdem sie fertig sind geben wir ihnen einen kurzen Imbiß und ein anständiges Trinkgeld, haben sie sich doch reichlich geplagt. Dann überziehen wir das Bettzeug und sinken selig lächelnd und rechtschaffen müde am Abend in die Betten.